



Abend:

Zeitung.

134.

Mittwoch, am 5. Juni 1839.

Dresden und Leipzig, in Commission in der Arnoldischen Buchhandlung.

Gedruckt in der Buchdruckerei des Verlags-Comptoirs in Grimma.

Verantw. Redacteur: E. G. Th. Winkler (Th. Hn.)

Der Advokat von Bordeaux.

(Fortsetzung.)

Um fünf Uhr Nachmittags senkte sich die Zugbrücke des Schlosses Trompette langsam herab, und öffnete den Eintritt drei Reitern, welche, nachdem sie einige Augenblicke die Wälle von Bordeaux schweigend betrachtet hatten, sich bei einem der Thore einfanden, wo sie von ihren Pferden stiegen, und diese zurückließen. Der erste und älteste dieser Reiter, welcher den beiden übrigen zu befehlen schien, war reich gekleidet, und trug auf seinem Ueberwurf von Sammt eine goldene Kette von ausgezeichneter Arbeit. Es war der hohe und mächtige Tristan de Moneins, Ritter und Lieutenant des Königs in der Provinz Guyenne. Die Gunst des Connetable von Montmorency, dessen Verwandter er war, hatte ihn zu diesem Plaze erhoben, um den ihn die übrigen Edelleute der Provinz beneideten. Seine beiden Gefährten, deren Einer nur von Adel war, wie seine goldenen Sporen bewiesen, waren Hugo von Monleau und François Vestonac.

„Bedenket wohl,“ rief Tristan dem Letztgenannten zu, indem sie in die Stadt eintraten, „Ihr bürgt mir mit Eurem Kopfe für jede Beleidigung.“

„Ich hab' es geschworen,“ erwiderte Vestonac kaltblütig, „und meine Mitbürger werden das Wort ihres Vertreters in Ehren halten,“ und bemerkend, daß Monleau es noch einmal versuchte, den Generallieutenant zurück zu halten, wandte er sich zu diesem mit den Worten: „Ihr habt nur zwei Geißeln von uns verlangt, und fünfzehn unsrer geachtetsten Bürger sind in diesem Augen-

blicke in Gewahrsam Eurer Bewaffneten, in Eurem festen Schlosse, was könnt Ihr noch wünschen? die Zeit drängt, Ihr wißt es, die Herren vom Parlamente erwarten Euch, und werden Euch zur Eskorte dienen. D kommt, kommt!“

Tristan de Moneins warf, ohne zu antworten, einen letzten Blick auf die hohen Thürme des Schlosses Trompette, dann hob er die Augen zum Himmel empor, wie ein Schiffer, welcher, bevor er die Anker lichtet, späht ob kein Gewitter im Anzuge sey. Der Himmel war rein und wolkenlos; er ging mit festen Schritten in die Stadt.

Das Parlament und die Geschwornen, welche ihm, den Präsidenten la Chassaingne an ihrer Spitze, entgegen gegangen waren, entblößten ihre Häupter ehrfurchtsvoll, und riefen: „Es lebe Frankreich!“ aber unter dem Volke herrschte dumpfes Schweigen. Der Zug bewegte sich gegen das Stadthaus, und kam bald zu dem Gerbergraben. Dort war das Gedränge so groß, daß man anzuhalten gezwungen war, und als der Präsident diese Pause benutzte, um das Volk zu bewegen, sich zu zerstreuen, und dem Lieutenant des Königs freie Bahn zu gönnen, weigerte man sich, dieses zu thun, und mehre einzelne Ausrufe: Vive Guyenne! ließen sich vernehmen. Der Präsident, erschreckt von diesem neuen Zeichen des Aufruhrs, glaubte sich vom Zuge entfernen zu müssen, und bewaffnete Hilfe zu suchen, allein, nun umgab das Volk, durch die Gegenwart ihres Vorstehers nicht mehr zurückgehalten, den Ritter Moneins, und beehrte mit fecker Anma-

fung von ihm die Schlüssel der Festung Trompette; dieser, statt hierauf zu antworten, wendete sich gegen Lestonac, welcher, ungeachtet an seiner Wunde schmerzhaft leidend, doch das Werk der Vereinigung bis an's Ende durchführen wollte.

„Ist dieß die Unterwerfung von der Ihr spricht?“ fragte ihn Moneins.

In diesem Augenblicke erkannte Lestonac mit Schauern, daß Alles verloren sey. Alle diejenigen, von denen er noch Beistand hoffen konnte, hatten die Flucht ergriffen. Muthig stellte er sich vor Moneins, um dessen Körper mit seinem eignen zu bedecken.

Der Lieutenant des Königs, der dem Tod in hundert Schlachten kühn in's Auge gesehen hatte, konnte dennoch, ohne zu erblaffen, die Gefahr nicht sehen, die ihn hier bedrohte, und dem Triebe der Selbsterhaltung gehorchend, löste er die goldene Kette vom Halse, und warf sie unter die Menge, in der Hoffnung, daß er in dem Gedränge, welches dadurch entstehen werde, daß Jeder sich dieselbe zuzueignen suchte, Gelegenheit finden werde, zu entfliehen. Allein Guillotin, welcher jede seiner Bewegungen beobachtete, versetzte ihm einen Stoß mit seiner Pike in die Wange, und da er nun sein Schwert zog, um sich zu vertheidigen, wurde er von zwanzig Händen verwundet und tödtlich zu Boden gestreckt. Sein Blut rieselte auf Lestonac, der zu seinen Füßen gesunken war, und verzehens die Wüthenden um Schonung angefleht hatte.

Von diesem Augenblicke an kannte der Pöbel keine Schranken mehr. Hugo von Monleau unterlag ebenfalls den Streichen der Mörder. Die Bürgergarde, welche nun mit dem Präsidenten herbeigekommen war, in der Hoffnung, dem Lieutenant des Königs Hilfe zu leisten, wurde zurückgedrängt, und mußte sich selbst mit Flucht in die Kirchen retten. Allein, auch diese heiligen Orte zündete der wüthende Pöbel an, zwang so die Flüchtigen sich selbst auszuliefern, und megelte eine große Anzahl von ihnen nieder.

Während dem nahmen andere Horden das Schloß Trompette mit Sturm und plünderten es.

Die Nacht war endlich eingebrochen, der Pöbel, von dem Gemehel ermüdet, zerstreute sich in den Straßen. Nicht weit vom Stadthaus hätte man, bei einem flüchtigen Lichtstrahle, welchen von Zeit zu Zeit die Fackeln der, durch die Straßen streifenden Banden dahinwarfen, in einer dunklen Straßenecke François Lestonac sehen können, wie er bei der Leiche Tristan de Moneins kniete, gesenkten Hauptes und stieren Blickes. Vergebens war ein junges Frauenzimmer von glänzender Schönheit, und noch mit dem Brautkleide geschmückt, schon bei Sonnen-

untergang gekommen, und hatte ihn gebeten, diesen Platz zu verlassen und ihr in das Haus zu folgen, damit sie seine Wunden pflegen könne. Lestonac blieb stumm und unbeweglich und doch war dieses Frauenzimmer Bertha Lormont, seine angetraute Gattin, die er über Alles liebte, und für die er willig sein Leben hingegeben hätte. Da er ihr nicht folgte, blieb sie bei ihm, und weinte bittere Thränen.

In derselben Nacht hielten eine Frau und ein Mädchen in Sänften getragen, und von einer zahlreichen Dienerschaft begleitet, in einer einsamen Herberge auf der Straße von Bayonne nach Bordeaux; nachdem sie ihre Pferde einige Zeit hatten ruhen lassen, wollten Mutter und Tochter ihre Reise wieder fortsetzen, weil sie, wie sie sagten, so schnell als möglich in Bordeaux eintreffen wollten, um ihren Gatten und Vater dort zu überraschen.

„Der Himmel bewahre Euch vor einer solchen Ueberraschung,“ sprach ein anderer Reisender, welcher so eben in dieselbe Herberge eintrat, „Bordeaux ist voll Feuer und Blut.“

Die beiden Frauen erblickten. — „Wie?“ fragte die Ältere ängstlich: „hat denn der Lieutenant des Königs die Rebellen nicht gezüchtigt?“

„Hm!“ erwiderte der Reisende schauerhaft grinsend und auf seinen Ranzen klopfend, „hier hab ich seinen Hut und seine goldene Kette, welche ich einem Juden zu Bayonne verkaufen will. Es giebt in diesem Augenblicke keinen königlichen Lieutenant mehr für die Provinz Guyenne.“

Die beiden Frauen stießen einen lauten Schrei des Entsetzens aus, welchem Ströme von Thränen folgten. Die Eine war Witwe, die Andere Waise geworden.

III.

Am 26. October 1548 schoß der Regen in Strömen durch die Straßen von Bordeaux, als wollte der Himmel das Blut bis auf die letzte Spur wegwaschen, welches zwei Monate vorher geflossen war. Bei dem matten Licht eines grauen und trüben Herbsttages konnte man bemerken, daß auf jedem der 23 Glockenthürme der Stadt ein menschliches Haupt aufgepfahl't war, und ein gutes Auge hätte sogar auf der Spitze des Thurmes der Kirche St. André die verzerrten, aber noch immer drohenden Züge Guillotin's erkennen können. Ungeachtet des starken Regens umgab eine große Menge das Parlamentshaus, aber diesmal ohne Waffen, und der Schrecken, den sie einst Andern eingejagt hatte, hatte sich jetzt ohne

Zweifel ihrer selbst bemeistert, denn ihre Gesichter waren blaß und ängstlich.

Die Sache hatte sich in Bordeaux in zwei Monaten ganz anders gestaltet. Gewitter sind immer desto kürzer, je fürchterlicher sie sind, des Raubes und Blutvergießens satt, hatten die Empörer, welche Tallemagne in die Stadt geführt hatte, diese wieder verlassen, um auf neuen Raub auszugreifen. Die Einwohner von Bordeaux sich nun selbst überlassen, hatten Zeit, die Früchte ihrer Verirrungen zu betrachten. Sie thaten es reuevoll, erblickten mit Schauern die Greuel der Anarchie, und sehnten sich, gewohnt zu gehorchen, nach der alten Ordnung der Dinge, wo das Leben so leicht war. Sie warfen sich gegen Magistraturen, welche sie vor Kurzem beschimpft und mißhandelt hatten, zu Füßen, und baten sie, ein Regiment wieder zu übernehmen, womit sie nicht wußten, was sie thun sollten. Das Parlament begann wieder seine Sitzungen, die Vorstände der Stadt ihre Berathschlagungen, das Volk seine gewöhnlichen Beschäftigungen.

Guillotins und seine Mitschuldigen waren geviertheilt, und ihre Köpfe auf die Thürme der Stadt gesteckt worden. So viel Unterwürfigkeit werde den Zorn des Königs entwaffnen, wie man hoffte. Allein vergebens. Der Rächer, Heinrich der II., der fürchterliche Connetable von Montmorency hatte schon Languedoc verlassen, und marschirte in aller Eile gegen Bordeaux. Wie groß war der Schrecken der Einwohner, als sie den Namen Montmorency erschallen hörten. Montmorency, der noch nie einem Feinde Gnade hatte angedeihen lassen. Montmorency der Verwandte, der Freund Tristan de Moneins, den er geliebt hatte, wie einen Sohn, und dessen Witwe er geschworen hatte, in Bordeaux so viele Köpfe fallen zu machen, als der Bart des königlichen Lieutenants Haare zählt. Schon war der Connetable in Toulouse angekommen, an der Spitze von 1000 Reitern und 10000 Lanzenknechten, zu Langon sollte sich der Herzog von Nemours mit 4000 Soldaten, und der Graf von Sancerre mit einer Batterie mit ihm vereinigen. In Bordeaux, armes Bordeaux! Montmorency zog ein, wie in eine feindliche Stadt, und ließ zu diesem Ende 30 Klaster der Stadtmauer abbrechen.

Als er in der Stadt war, befahl er, alle Thore zu schließen, und die Kanonen nach allen Straßen zu richten, dann, als er das Parlament aufgehoben und den Bürgern aufgetragen hatte, alle Waffen in der Citadelle niederzulegen, beauftragte er den Requetenmeister Jaques de Neuilly, den er mit sich gebracht hatte, der Stadt

den Prozeß zu machen, und beorderte zu Beisitzern seines Gerichtes noch sechs Räte aus der Provinz.

(Beschluß folgt.)

Gesammeltes von Thuringus.

Das Folgende ist der Titel eines Vertrags zwischen der Ostindischen Gesellschaft und dem Nizam im Jahre 1766:

„Ein Vertrag immerwährender Ehre, Gunst, Freundschaft und Verbindung zwischen dem großen Nabob, berühmt wie die Sonne, Nabob Ansuph Jan Nigam-ul-Mulck Nizam-ud-Dowla Meer Nizam Aly Khan Behander Phutlach Jung Seapoy Siocar und der wohlloblichen Gesellschaft, unterzeichnet und besiegelt.“

Man glaubt nicht, wie unendlich Vieles in der Geschichte noch nachzuholen ist — auf dem Boden, wie unter dem Boden; und wie viele Todte es noch giebt, die auf den Zuruf des Geschichtschreibers: Stehe auf! warten. —

Ein Pommerscher Bräutigam, der mit seiner Braut bei Tische saß und bemerkte, daß ihr eine Schnepfe ganz vorzüglich schmeckte, rief in der Begeisterung seiner Liebe aus: „Ach! wäre ich eine Schnepfe, daß ich Dich glücklich machen könnte!“ —

Aphorisme.

Der Unmuth über die getäuschte Erwartung einer Freudestunde ist oft bitterer als der Schmerz über das Glück eines ganzen Lebens. Dort trägt jede einzelne Secunde das peinvolle Gewicht der gegenwärtigen Stunde. Hier haben Tage, Wochen, Monden, Jahre das schwere Kleid des Lebens im Rückblick der Vergangenheit abgetragen.

Julie v. Großmann.

Epigramme.

Titus und der Kritikus.

Titus hielt jeden Tag verloren
Der nicht ein gutes Werk geboren;
Der Kritikus nennt jeden Tag vergudelt,
Wo er kein Duzend guter Werke hubelt.

Vom Regen in die Traufe.

Vom Abendhimmel strömt der Regen,
Wohl mag die Sündfluth nahe seyn;
Das kommt dem Schauspiel sehr gelegen,
Die Menge drängt sich naß herein:
Ein trocknes Plätzchen will der Hause
Und kommt vom Regen in die Traufe.

Nachrichten aus dem Gebiete der Künste und Wissenschaften.

Correspondenz-Nachrichten.

Hamburger Feuilleton.

Im März 1839.

Irren ist menschlich! sagt ein Sprüchwort, und ein solches lügt selten. Man kann sich eben so leicht in dem Charakter eines Menschen irren, wie in seinem Stand, denn Jeder giebt sich im Leben nicht so wie oder was er ist. Man kann z. B. „lächeln und immer lächeln, und doch ein Schurke seyn,“ man kann Einem die Hand drücken, daß man sie, aus Angst davor, in die Tasche stecken möchte, immer Einen „mein Lieber, mein Süßer, mein Bester“ nennen, und doch voller Falschheit seyn, und im Stillen denken: „Hol' Dich der Teufel!“ — Anderntheils kann man aussehen wie ein Schneider, und kann ein Berliner seyn; man kann als Kaufmann das Ansehen eines Schusters, oder als Kammerherr das Air eines Tischlers haben. Man kann ein Dichter seyn und wie ein Schaafskopf aussehen, und eben so umgekehrt. Deshalb soll man nie nach dem Schein urtheilen. Wie viel mehr aber kann man sich in der Schrift irren; wie oft schreibt nicht Jemand das, was er weder denkt noch fühlt, — bloß aus Rücksichten oder andern Gründen, z. B. um sich auszuzeichnen, um sich auffallend zu machen. Die Physiognomie täuscht oft; im Leben, wie in der Schrift. Wir aber meinten uns so oft dermaßen klar über die Art und Weise, wie wir unsere Berichte abzufassen gedenken, ausgesprochen zu haben, daß es uns wahrlich leid thut, wenn sich Jemand in uns irrt. Dieses geschieht aber dennoch, und zwar ist dieser Jemand der Redakteur der „Rosen,“ Robert Heller. Weil einer unserer früheren Berichte in der Abend-Zeitung nämlich ein wenig viel vom Theater meldet, so meint er, Referent könne wohl selbst ein Schauspieler seyn. Er hat dabei ganz übersehen, daß jener Bericht die Theatralia während der Dauer eines halben Jahres umfaßt. Sonst ist es eben nicht unsere Art, uns in weitläufigen Reden über die Leistungen der Schauspieler auszulassen, weil doch nur ein Theil der heimischen Leser der Abend-Zeitung es mit Theilnahme lesen würde, es dem größtem Theil der Leser außerhalb Hamburg aber gleichgültig seyn kann, ob Herr X oder A, ein Schauspieler, der ihnen oft kaum dem Namen nach bekannt ist, eine Rolle gut, mittelmäßig oder schlecht gespielt habe. Eine ausführliche Recension der Leistungen im Schauspiel würde sich höchstens nur für ein Localblatt oder ein solches, welches sich allein mit Dramaturgie befaßt, eignen. Wir pflegen daher nur besonders über den Werth neu gegebener, oder wieder auf die Bühne gebrachter älterer Stücke etwas zu sagen, wobei wir die schon auf dem Repertoire befindlichen größtentheils mit Stillschweigen übergehen. Nur der Gäste, der Neuangestellten, der Abgehenden, oder ganz Ausgezeichneten pflegen wir kurz zu erwähnen. Wir bitten also Herrn Heller, ehe er urtheilt, sich genauer mit dem Gegenstande seiner Beurtheilung befaßt zu machen, und nicht so in's Blaue hinein Jemand zum parteiischen Schauspieler zu stempeln, dessen Beruf ihn der Bühne gänzlich fern hält, und der auf seine Ehre versichern kann, auch nicht mit einem einzigen Schauspieler hiesiger Bühne in näherer Bekanntschaft zu stehen.

Unsere leider unverbesserlich undeutliche Handschrift hat uns wieder einmal einen Streich gespielt, indem sie, bei Gelegenheit unserer Beurtheilung der hier dargestellten Oper: „Guido und Ginevra,“ dem Seher der Abend-Zeitung Veranlassung gegeben, uns zwei ganz sinnlose Wörter aufzubürden. Wir sagten nämlich, Mozart habe es im Figaro verstanden, selbst Conversationscenen in Musik zu setzen; der Seher aber hat „Compositions-scenen“ dar-

aus gemacht, wodurch natürlich der ganze Satz entstellt wird. Ebenso sagten wir, Cosmus von Medicis, in der genannten Oper von Halevy, sey nichts als ein Comödienpapa, woraus der Seher einen „Comödienpagen“ gebrechelt hat, welches allerdings den Lesern als ein befremdliches Wesen erschienen seyn muß. Wir bitten also bei künftig vorkommenden ähnlichen Ausdrücken nur den Seher dafür ansehen zu wollen.

Außer den vielen, theils vom Staate begründeten und unterhaltenen, theils von Privatleuten errichteten Wohlthätigkeitsanstalten giebt es hier zwei Institute, welche wir in unsern Berichten noch nicht besprochen zu haben glauben. Das erste ist eine, von Privatleuten gebildete, und auf die uneigennützigste Weise begabte und verwaltete Vorschuß-Anstalt für Handwerker und andere Geschäftsleute des Mittelstandes. Bei der üblen, fast allgemein gewordenen Gewohnheit, den Handwerker auf Zahrrrechnung arbeiten zu lassen, während derselbe Gefellenlohn und die mehrsten Bedürfnisse baar bezahlen muß, kann es wohl bisweilen nicht fehlen, daß ein solcher rechtlicher, unbemittelter Mann, bei allem Fleiß und aller Sorgfalt, durch eintretende Krankheit oder sonstige unvorhergesehene Eingriffe, selbst durch unerwartete Ausbreitung seiner Rundtschaft, in augenblickliche Verlegenheit, das nöthige Geld herbeizuschaffen, geräth. Da sind denn diese Leute häufig den unerhörtesten Prellereien ausgesetzt gewesen, und manche Familie ist durch diese Vampyre rettungslos zu Grunde gegangen. Diesem Uebel steuert nun jene Vorschuß-Anstalt, indem sie dem Hülfbedürftigen, gegen Bürgschaft, die nöthige Summe vorstreckt. Die Berichte dieser Anstalt geben die erfreuliche Ueberzeugung, daß wirklich meist nur dem Rechtlichen durch dieselbe fortgeholfen werde, denn es ist nur in sehr wenigen Fällen erforderlich gewesen, die Bürgen zur Zahlung anzuhalten, und eine ganz geringe Summe ist verloren gegangen. Das zweite Institut ist nur im eingeschränkten Sinne zu den Wohlthätigkeitsanstalten zu zählen. Wir meinen das Privat-Koch- und Haushaltungs-Institut der Frau Hommer. Es ist freilich ein großer Uebelstand, wenn eine Frau nicht zu kochen versteht, und es kann in der Ehe viel Unheil daraus entstehen, von der ersten versalzenen Suppe an. Deshalb wirkt diese Anstalt gewiß viel Gutes, indem sie junge Mädchen, welche vor lauter Tanz, Musik und Stickerie nicht früher dazu kommen konnten, einige Blicke in die Küche zu thun, kennen lehrt, was zu einer guten Suppe, zu einem wohl-schmeckenden Ragout gehört, und wenn sie dann später als Ehefrauen auch nur nöthig haben, ihren Koch oder ihre Köchin zu kommandiren, so stehen sie doch in der edlen Kochkunst, wenn auch nicht über denselben, doch wenigstens mit ihnen auf gleicher Linie, und brauchen sich kein X für ein U machen zu lassen. Daß dieses Institut fleißig benutzt wird, gehört gewiß mit zu den guten Zeichen der Zeit, in welcher man in vielen Stücken einzusehen anfängt, daß unsere Altvordern so dumm nicht waren, wenn sie auf das Praktische sahen.

Von dem Kochinstitut auf die schöne Literatur ist freilich ein großer und gewagter Sprung, den wir dennoch machen wollen. Und haben in mancher Hinsicht nicht die Kochkunst und die Dichtkunst einige Aehnlichkeit? Kann man nicht an manchen Büchern, welche von Mehreren geschrieben wurden, die Bestätigung des Sprüchwortes finden: „Viele Köche verderben den Brei!“ Nimmt denn nur eine Köchin schmachtaste Gewächse zu den Speisen, und nicht auch mancher Dichter Bäume, Blüten, Blumen und Kräuter zu seinem Werke, des Lorbeers nicht einmal zu gedenken, der ebensowohl bei den Köchen als bei den Dichtern eine nicht unbedeutende Rolle spielt.

(Fortsetzung folgt.)